

Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Ein Mann nach dem Herzen Gottes.

Wenn man die Menschen unserer Zeit auf den hl. Josef hinweist, begegnet man wohl einem erstaunten Blick, einem mitleidigen Achselzucken. Wir, dieser einfache, altfränkische Mensch aus längst verflochtenen Zeiten, von dem man übrigens fast gar nichts weiß! Er mag ein guter und heiliger Mensch gewesen sein, aber was soll er dem modernen Menschen?

Wahrscheinlich, der moderne Mensch hat es noch seiner Meinung „herrlich weit gebracht“. Aber glaube mir: Wenn der alte Trogenes mit seiner Laterne durch die Menschheit ging, einen Mann zu suchen, er würde nicht bei dir, dem modernen Menschen, hinstehen, sondern bei dem altfränkischen hl. Josef. Denn was du nur halb oder gar nicht bist, das ist er gewesen — ein Mann, ein ganzer Mann.

Es ist wahr, der hl. Josef war ein einfacher Mensch, es gab mir viele solcher Menschen hätten! Es wäre besser um uns und unsere Zeit bestellt. So wenig die Evangelisten auch über ihn berichten, das Wenige genügt, um das Leben dieses Mannes klar und durchsichtig vor uns zu entfalten. Es liegt vor uns in Schönheit aufgeschlossen, wie eine Landschaft an einem hellen Sommertage. Es liegt ruhig und klar und rein da, wie ein Bach im Wiesengrund. Da gibt es nichts Problematisches, das der moderne Mensch so gern benimmt. Nichts von all dem Krankehaften, das in unseren Tagen so dringlich gedrückt. Keine Leidenschaften, die die Seele in ihren Tiefen aufwühlen und hineinschleudern in die Kämpfe einer entwirrenen Zeit. Da gibt es keine Sensationen. Nur abgeklärte, heilige Ruhe.

Kannte denn dieser Mann den Kampf ums Dasein nicht, der den modernen Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt? Er kannte ihn. Ihm war von den Sorgen und Mühen des Lebens wahrhaftig nichts fremd. Nichts hat ihn in den Schlaf. Er kannte die Jagd nach einem Posten nicht, und er drängte sich nicht an die Staatsgriffe. Mit seiner Hände Arbeit mußte er erwerben, was die beschreibenden Bedrücknisse der hl. Familie zu Nazareth erschritten. Schweres Unrecht, harte Gewalt geschah ihm. Um das Leben der ihm Anvertrauten zu retten, mußte er bei Nacht und Nebel als Flüchtling Heimat und Vaterland verlassen und die Bitternisse der Fremde kosten. Wir wissen nicht, wie weit ihn Gott in das große und heilige Werk der Erlösung eingeweiht hat. Wir dürfen aber dürfen wir annehmen, daß ihm das Fürchtbare, das die Menschen seinem Pflegerohne antun sollten, nicht ganz verborgen geblieben ist. So trug er in der Seele das schwere Leid um die Zukunft. Und als er starb, mußte er die Seinen mittellos in einer Welt zurücklassen, die keine Pensionen und Renten kannte.

Die aber seinem Leben liegende abgeklärte, selige Ruhe hat also ihren Grund nicht darin, daß dieses Menschenleben ungetrüb und leicht dahinschlief. Sie hat vielmehr ihren Grund darin, daß dieses Leben fest und unverrückbar in Gott verankert war. Das Licht des Glaubens, Licht vom Himmel lag über seinem Leben. In diesem Lichte hatte er Ziel und Weg seines Lebens klar erkannt. Sein Ziel konnte ihm die Bitternisse des Lebens und menschliches Jereen nicht verdunkeln. Von seinem Wege konnten ihn die Triebe seiner menschlichen Natur und die Lockungen der Welt nicht abwenden. Er kannte den Kampf ums Dasein. Vielleicht so gut und besser als du! Aber er ließ sich durch diesen Kampf nicht aus der Bahn werfen. Er kämpfte ihn nicht mit blindem Fanatismus und läbensschäftlichen Horn gegen alle und alles,

nicht mit verlogenen Phrasen und verheißenden Schlagwörtern, wie der moderne Mensch es nur zu oft tut. Er kämpfte ihn überhaupt nicht mit Worten, sondern durch die Tat.

Hier müssen wir auf die bedeutsame Tatsache hinweisen, daß die Evangelisten uns kein einziges Wort aus dem Munde des hl. Josef berichten. Er war eben kein Mann des Wortes, sondern ein Mann der Tat. Mit Worten läßt sich zwar „trefflich freieren“, aber nicht das Leben meistern. Darum leben wir so oft im Leben, daß gerade die Helden des Wortes unter die Näder kommen. Je mehr es dem Menschen an festem Willen zu erster Tat fehlt, desto mehr schäumt er in Worten über, als habe er das Bedürfnis, seine Unmännlichkeit hinter Worten zu verbergen, wie das Kind seine Angst vor der Dunkelheit durch müßiges Gerede.

Der hl. Josef aber, der Mann der Tat, hat das Leben gemeistert, in dem heute so mancher rettungslos untergeht. Er konnte das, weil er sich nicht auf die Welt und die Menschen, nicht in maßlosem Selbstbewußtsein auf sich selbst und seine vermeintliche Kraft verließ, sondern auf seinen Gott und dessen Gnade. Er jagte nicht wie der leidenschaftliche und hallose Mensch unserer Tage hinter den nächsten und nächsten Erscheinungen des Lebens her, um sie immer wieder als Verführer zu erkennen. Für ihn war der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht einzig und allein Gott. In dieser Freiheit von den Zufällen des Lebens und in diesem Verbundenheit mit Gott lag die Quelle seiner Kraft. Daher die Einfachheit und abgeklärte Ruhe und Schönheit seines Lebens. Daher die wunderbare Einheitslichkeit und Ausgeglichenheit seiner Persönlichkeit, die Geschlossenheit und das In sich selbst ruhende seiner Charaktere. Er war ein ganzer Mann und Mensch, ein Mann nach dem Herzen Gottes. „Siehe, ein wahrer Israelit, an dem kein Falch ist“.

Hat nun dieser „altfränkische“ Mensch dir wirklich nichts zu sagen? Oder glaubst du doch, daß er dem modernen Menschen viel, sehr viel, ja alles sein könnte? Dann besetze das Wort, das einst ein Pharao von einem andern Josef gesagt hat: „Gehet zu Josef, und was er euch sagen wird, das tut!“

Ist das Lesen der Hl. Schrift notwendig zum Heil?

Von Peter Wolfram, Kapuziner, St. Gangolf (Sonn.).
Es muß ein feierlicher Augenblick gewesen sein, den uns der Evangelist berichtet. Kurz vor seiner Himmelfahrt erscheint Christus zum letztenmal seinen Aposteln und gibt ihnen einen Auftrag von der allergrößten Wichtigkeit. „Gehet hin und lehret alle Völker. Tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ (Matth. 28, 19.)

Das war viel, außerordentlich viel, was der Heiland hier verlangte. Wie sollten die Apostel dieses große Gebot des Meisters erfüllen? Wollten wir annehmen, das Lesen der Hl. Schrift sei zum Heile notwendig, dann hätte Christus diesen Auftrag nicht geben dürfen, sondern hätte sagen müssen: „Das erste, was ihr zu tun habt, wenn ich nicht mehr bei euch bin, ist dies: Ihr müht euch gleich heran geben und Bücher verfassen, auch Briefe schreiben und sie an die ganze Christenheit schicken, und in diesen Briefen und Büchern muß alles enthalten sein, was jeder zu glauben hat, um selig zu werden.“

Hat Christus so geredet? Keine Silbe steht von einem solchen Befehl in der Bibel. Sondern er schärfte den Aposteln ein: Gehet hin und lehret alle Völker und prediget das Evangelium allen Geschöpfen! Also die Apostel sollen lehren, predigen, sollen durch mündliche Lehrtätigkeit die Glau-

bens- und Heilswahrheiten der gesamten Menschheit verkündigen. Darum schreibt auch der hl. Paulus: „Der Glaube kommt vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi“ (Röm. 10, 17.) Wäre das Bibellesen notwendig für die Menschen, hätte Paulus sicherlich geschrieben: Der Glaube kommt vom Lesen und nicht vom Hören. Aber dieser gottesleuchtete Mann und seine Mitarbeiter hatten ihren Meister richtig verstanden und blieben sich stets bewußt, daß ihr Hauptberuf nicht im Bücher-schreiben und Schriftstellen, sondern im Predigen bestete. Nach dieser Überzeugung haben sie nach der Himmelfahrt Christi auch gehandelt. Bei Markus heißt es: „Sie gingen hin und predigten überall, und der Herr war mit ihnen.“ (Mark. 16, 20.)

Da, sagst du, das ist wohl alles recht, aber die Apostel haben trotzdem Bücher und Briefe geschrieben! Ganz richtig, nur eins darfst du nicht vergessen, das Bücher-schreiben war bei ihnen Neben-sache, das gehörte nicht zum Lehrauftrag Christi und brauchte darum auch nicht jeder zu tun. Nur einzelne Apostel haben etwas Geschriebenes oder Schriftliches hinterlassen. Nicht einmal die beiden Hauptapostel Petrus und Paulus haben ein Evangelium verfaßt, das überliehen sie ihren Begleitern Markus und Lukas.

Zudem wenn das Bibellesen zum Heile notwendig wäre für die Menschen, warum haben denn die Evangelisten nicht sofort geschrieben? Johannes wartete noch dem Tode Christi noch ein ganzes Menschenalter, bis er sein Evangelium verfaßte. Ferner, weshalb haben die Apostel anfangs ihre Schriften nur an einzelne Gemeinden oder Personen gerichtet und nicht an die ganze Menschheit? Das wäre unverständlich und müßte als ein schwerer Fehltritt der Apostel bezeichnet werden, wenn sie die Pflicht gehabt und erkannt hätten, alle Wahrheiten des Christentums in Büchern, Schriften und Briefen niederzulegen.

Und doch soll das Lesen der Hl. Schrift für alle Menschen notwendig sein? Wer lehrt denn so? All jene, die den Standpunkt vertreten, die Bibel sei die einzige Quelle, aus der wir die Heilswahrheiten schöpfen.

Es ist hier nicht der Ort, sich weitläufig mit der Widerlegung dieses Standpunktes zu befassen oder gar geschäftig von Andersgläubigen zu reden. Aber ein Gedanke sei doch erwähnt. Wenn die Hl. Schrift oder Bibel die alleinige Glaubensquelle sein soll, dann muß sie unbedingt sämtliche Wahrheiten enthalten, welche die Menschen zu glauben haben, um selig zu werden. Nun frage ich alle jene, die dieser Ansicht huldigen:

Wo in der Bibel steht, daß man statt des Sabbats den Sonntag heiligen soll? Die Protestanten feiern wie die Katholiken den Sonntag als den Tag des Herrn, und doch befiehlt die Bibel, den siebten Tag zu heiligen, und auch Christus hat mit seinen Aposteln den Sabbat gehalten! — Wir Katholiken wissen, warum wir den Sonntag feiern.

Wo in der Bibel steht, daß die kleinen Kinder getauft werden müssen? Die Protestanten anerkennen die Notwendigkeit der Kindertaufe mit uns Katholiken, aber diese Lehre haben sie nicht aus der Hl. Schrift.

Weiter, wenn das Bibellesen notwendig wäre für die Menschen, um selig zu werden, dann hätte Gott unbedingt dafür sorgen müssen, daß kein Buch der Schrift verloren gehen dürfte. Nun aber erwähnt Paulus im 1. Korintherbrief ein Schreiben, das wir nicht mehr haben. Ebenso spricht er im Brief an die Kolosser von einem Schreiben an die Kardinäle. Auch dieses ist uns gänzlich unbekannt.

Das sind nur einige Schwierigkeiten, abgesehen von anderen. Wieviele Rätsel und ungelöste Fragen ergeben sich für jene, die behaupten, das Lesen der Bibel sei zum Heile not-

Dr. Heinrich Raug.

Raug hat im Rahmen der Veranstaltungen des Instituts f. w. Pädagogik in der Zeit vom 22. 4. bis 4. 5. eine Vortragsreihe über „Industriepädagogik“.

Zwei Sorgen sind Heinrich Raug zum Segen geworden. Einmal die Sorge um die Religion und ihr Lebendigwerden in der Menschheit von heute, zum zweiten die Sorge um die leibliche Pflege der Menschen, die von der Industrie in ihren Bann gerathen sind.

Heinrich Raug wurde geboren am 14. Februar 1892 in den alten Rheinischen Ort, Bäterlehen, aus dem väterlichen Geschlecht einer alten Rheinischfamilie, von der Mutter her verwandt mit freiem Bauernblut, spielte er schon in früher Jugend die Schattenschläge unserer sich schnell verindustriellisierenden Zeit. Es trieb den Ansehen weg von dem Leben der Schiffbauerei, aber auch fort von der Arbeit hinter Pflug und Egge. Es lockte ihn, Maschinenbau zu studieren, zeichnerisch einzudringen in die Geheimnisse von Mathematik und Technik.

Trotzdem war es ein schwerer Tag, als er seine erste Unterrichtsstunde in Hamburg geben sollte. In Hamburg, wo Zeichnungen und Ziffern, die Bedlinge seiner Anaberkunft, eine Wirklichkeit geschaffen hatten, die den jungen Lehrer vor ganz neue Aufgaben stellte. Hier war in einem wahrhaftigen Tempo über Nacht eine Industriestadt aus dem Boden gewachsen, wie sie das deutsche Land so leicht nicht nochmal kennt. Zusammengeworfene Arbeitermassen aus allen Nationen, ein Dadel in Sprach- und Mundarten, eine Wälferei von Zweckbauten und Zufälligkeitsgebilden aller Art. Tagelöhner aber lebten Menschen, junge Menschen, die nicht bloß arbeiten und essen, sondern auch leben und Mensch sein wollten, Menschen mit einer unsterblichen Menschenseele. Von

diesen Seelen wurde Raug gerufen. Ihnen zu helfen wurde Sinn und Sorge seiner Arbeit.

Raug ist Katholik. Katholische Religion heißt leben aus einem großen, ganzen Gedanken, bedeutet Anerkennung der totalen und unversähten Abhängigkeit des Menschen von seinem Gott. Der Herrgott aber hatte kaum noch einen Platz in dieser lauten Welt und in den Menschen, die darin leben müssen. So wurde Raug zum Religionspädagogen.

Oftem 1923 trübten sein „Neubau des katholischen Religionsunterrichtes“ (Köln, 1. Band: Jesus, der göttliche Kind. 2. Band: Die Welt der Religionen) und „System der Religionspädagogik“ und „Jesus, der Erlöser der Welt“.

Keine Frage, es war ein Wagnis, daß ein Nichttheologe ein solches Werk in Angriff nahm. An Bedenken und Zweifeln hat es denn auch nicht gefehlt. Aber längst hat man allseitig anerkannt, daß hier ein System dargeboten wird von eiserner Konsequenz, dessen Träger nur der katholische Gedanke ist. Mit den Lebenswahrheiten des Evangeliums den katholischen Menschen zu bilden, der geeignet ist, Not und Zeit zu meistern — dieses Ziel spricht aus jeder Zeile. Kein Wunder, daß man über die Landesgrenzen hinweg auch in Holland und Belgien, in der Schweiz und in Oesterreich, selbst bis nach Brasilien hin, begierig nach diesem Werke griff.

Um jedoch religiös belehren und erziehen zu können, mußte Raug sich in die Seele der Menschen versenken, die er beeinflussen wollte. So kam er von selbst zu industriepädagogischen und industriepädagogischen Forschungen. Es ist überaus reizvoll zu sehen, wie er bereits 1928 „Um die Seele des Industriellen“ (Donaudruck) zu weichen verfaßt. Selbst unter den Mühen des Kriegsdienstes hatte ihn diese Sorge nicht verlassen. Zum ersten Male wurde hier in der

pädagogischen Literatur überhaupt das industriepädagogische Problem gesehen und gesagt. Vom Kinde schritt er zur Jugend wider „Im Schatten der Schloie“ (Benziger 1926) beleuchtete er die menschliche Eigenlage der Industriegeneration, die hier in ihren Denken, Werden und Wollen vor unser Auge gestellt wird.

Doch Raug bleibt nicht beim Zeichnen von Tatsächlichkeiten stehen; er will formen und erziehen. Deshalb stellt er in seinem neuen Werk noch weiter aus. Schon hat Titel kündigt Neues an: „Industrie formt Menschen“ (Benziger 1928). Er redet von Forschungen und Forderungen. Forschungen über jene Gestaltungsstärke, die die Seele der gesamten Industriegeneration schaffen. Forderungen, die sich darauf für die Pädagogik an und für die Industriegeneration ergeben. Wenn in diesem Werk bereits ein System der Industriegenergielehre versucht wird, so muß man es besonders anerkennen, daß sie nicht aus grauer Theorie abgeleitet wird, sondern überall auf dem warmen, flutenden Leben beruht, des durch sorgfältige Beobachtungen und methodische Erhebungen oeffnet worden ist.

Und wenn wir schließlich noch von kommenden Arbeiten sprechen dürfen, so kann hier bereits angekündigt werden, daß ein drittes Werk über die Industriegeneration 1929 erscheinen soll.

Sorgen können zum Segen werden. Sorgen um Religion und Industriegeneration haben Heinrich Raug zum beglückenden Schaffen gefognet. Sein geschriebenes und gesprochenes Wort laßt durch unsere Reihen. — Einer von den Ehrlichen und Gutwilligen, die sich mühen, das Evangelium befestigen lebendig zu machen, der mit Heilandsworten allen Menschenkindern göttlichen Segen beschären wollte.

Prof. Dr. Franz Geßler.

wendig! Nein, das kann nicht richtig sein, schon deshalb nicht, weil Millionen von Menschen nicht lesen können. Darum hat auch die katholische Kirche diesen Satz schon im Jahre 1713 verurteilt und verurteilt, den Satz nämlich, der behauptet, alle Menschen seien streng verpflichtet, die hl. Schrift zu lesen.

Also sollen wir überhaupt die Bibel nicht lesen? O nein, das ist keineswegs gemeint. Im Gegenteil, das Lesen und Betrachten der Bibel ist den Gläubigen sehr anzuraten. Denn es ist zur Seligkeit, wenn zwar nicht notwendig, so aber doch nützlich und fruchtbringend. Ueber den Nutzen und Segen des Bibellebens wird ein späterer Artikel berichten.

Tod des japanischen Staatsmanns Goto.



Minister a. D. Dr. Graf Goto, der berühmte japanische Staatsmann, ist 73jährig gestorben. Er war ursprünglich Arzt, wandte sich aber bald der Politik seines aufstrebenden Vaterlandes zu, war mehrmals Minister und auch Oberbürgermeister der Hauptstadt Tokio. Seine hervorragenden Verdienste um die Pflege der deutsch-japanischen Beziehungen trugen ihm erst kürzlich den Ehrenдокторtitel der Universität Hamburg ein.

eine bewohnen und in dessen Hand die wirkliche Macht ruht, dessen geringen Bruchteil du dir für Sekunden erborgst hast. Und du willst dich trotzdem vermessen, von dem Geliebten weiterzuverleihen, da es dir selbst jede Stunde genommen werden kann? Dein Wille, deine Macht reicht kaum, einen anderen zu beugen, geschweige zu brechen und dein Leben hast du auf Trug und Selbsttäuschung erbaut.

Darum lasse mich in meinen Anschauungen weiterleben, darum danke ich dir für die mir zugedachte Erhöhung. Du aber such, dir den wahren Frieden deiner Seele wiederzugewinnen!

Schwerfällig und langsam war der Reiche aufgestanden, dem Freunde wortlos die Hand zu drücken. Dann begann er, gesenkten Hauptes, allein den Abstieg.

Mitfühlend sah ihm der andere innig nach, denn er wußte, daß er dem Entschwindenden die Lebensideale, das Lebensglück mit rauher Hand zertrümmerte. Ob er ihm aber auch den Weg gewiesen, ein neues zu finden?

Er erhob sich und schritt gedankenvoll über das schmale Grasband. In seinem Anblick aber spiegelte sich ein Lächeln der Zuversicht, als sähe er in dem abendlich sich färbenden Himmel die hellen Strahlen einer neuen Sonne, die verspätet, aber doch noch wärmend, die Dinge der Zukunft mit trostreichem, verheißungsvollem und verfühnendem Lichte umhüllte.

Die Macht.

Nobellette von Friedrich Saar.

Nachdruck verboten.

In einem hochkultivierten, mit Naturschönen reich-gefügten Lande besaß ein reicher Mann viele Ländgüter, Bergwerke und industrielle Unternehmungen, deren in aller Welt verbreiteten Erzeugnissen seinen Namen zu einem der meistgenannten der Erde machten. Im Auslande wurde er allerorten als bedeutende Persönlichkeit geschätzt, in seiner Heimat aber galt er an der Spitze seiner übertausend Angestellten und Arbeiter geradezu als ein ungekrönter König, dessen Unwille einen Minister über Nacht stürzen konnte und dessen Interessen der wirkliche Souverän des Landes stets im Auge behielt, wenn er einen Staatsakt erledigte.

Für seine eigene Person war der Reiche überaus anspruchlos und obwohl er sich längst hätte zur Ruhe setzen können, arbeitete er unermüdet und härter als der letzte seiner Angestellten. Denn all sein Sinnen und Trachten war von dem Verlangen nach Macht beeinflusst, von dem Wunsche durchpulst, seine Macht und Einflusssphäre stetig zu erweitern und die Krone seiner Leidenschaftlichen Bestrebungen dünkte es ihm, der Mächtigste auf Erden zu sein. Noch einige Jahre gleich intensiver Arbeit, noch einige glückliche Spekulationen, dann konnte seiner Sehnsucht tatsächliche Erfüllung werden. — Und diese verheißungsvolle Möglichkeit blendete ihn, ließ ihn stets wie in einem Glücksrausche handeln, wodurch er den Erfolg erst recht an seine Seite bannte.

In den wenigen, von Überlegungen und Sorgen zerquälten Ruhestunden, die er im engsten Kreise seiner Familie verbrachte, liebte er es, mit einem alten Schulfreunde, dem einzigen, der nie noch etwas von ihm gewollt, zu plaudern. Dann saßen die beiden in der Sommerabenddämmerung auf der Gartenterrasse und sprachen von alten Zeiten; der Reiche vorzeitig gealtert, müde und abgeseigt, der an Jahren gleiche Freund, der von den Zinsen eines winzigen Kapitals lebte, elastisch und jung.

In einem dieser würzigen, linden Sommerabende war es, daß der Reiche wieder einmal seinem Freunde anbot, in seine Unternehmungen einzutreten. „Sag mir doch einmal einen vernünftigen Grund deiner Weigerung“, schloß er ungehalten. „Du sollst mein Stellvertreter sein und dein Monatsgehalt ein Vielfaches deines Vermögens betragen! Doch es dich denn gar nicht zu Einfluß und Ansehen zu gelangen und in die Schicksalsfragen dieser Welt ein gewichtiges Wortlein dreinzureden?“

Der Freund schwieg eine Weile befinnlich. „Macht? Schicksalsfragen dieser Welt? Glaube mir, mein Alter, daß das nur anmaßende und hochtrabende Bezeichnungen für flüchtige Begriffe sind. Das Schicksal dieser Welt ist längst festgelegt, wenn ihr auch noch so sehr vermeint, seinen Lauf zu lenken. Die Macht, mit der ihr euch brüsst, ist eine der Eitelkeit schmeichelnde, nichtdestoweniger nur eingebildete und vorübergehende. Die wahre Macht, die diese Erde beherrscht, ruht anderswo und selbst diese ist durch Güte, Barmherzigkeit und Menschenliebe in ihren Handlungen beengt.“

Der Reiche lächelte spöttisch. „Du meinst wohl Gott? — Nun, ich muß gestehen, ich kenne keinen Gott. Nur Aushandlungen, die wie alles, was über den Sinnbegriff der Menschen ins Abstrakte hinausreicht, bloß Sage, Mythos, meinetwegen liebgewordene Gewohnheit und Zuchtstüchlein schwächlicher Seelen sind. Ein Phantom, an das einsätzlicher Kinderglaube sich klammert und den Sinn des Lebens in ihm erblickt, um dann in einer Stunde rückwärtiger Selbstinkehr fürchtbar enttäuscht und um ein ganzes, unwiederbringliches Leben betrogen zu sein.“

Ich habe mit Hohen und Höchsten dieser Erde schwerwiegende Dinge von weittragender Bedeutung beraten und durchgeführt, fand aber ihre Handlungen immer von den gleichen egoistischen Motiven, von Geld- und Machtgier geleitet. Geld ist ja konzentrierteste, rasch und leicht realisierbare Macht. Geld ist der wahre, der einzige Gott dieser Erde; von dem Gotte deines Begreifens sah ich nie eine Spur.“

Der Freund hatte zu diesen Ausführungen befinnlich geschwiegen. Dann legte sich das Lächeln eines guten Gedankens um seinen Mund. „Wißt du nicht mit mir einen Ausflug ins Gebirge machen? Dort würde ich dir die Motive meiner Weigerung anschaulicher erklären können.“

Der Reiche sah sein Gegenüber ob dieser sonderlichen Zumutung befremdet an, gab aber doch zögernd, fast unwillig seine Zustimmung.

Im hellen Sonnenschein saßen die beiden Freunde rastend auf einem hohen Berggipfel und sahen in das lichtdurchflutete Tal zu ihren Füßen hinab. Das Herz des Reichen weitete sich bei dem ihm fremden, reizvollen Eindruck, denn er hatte bisher nie Interesse und Zeit gefunden, die Schönheiten der Natur auf sich wirken zu lassen.

Der andere aber lag ruhig im Grase und zog das gewohnte, wunderbare Bild still und genügend in sich, eine empfängliche Stimmung seines Gefährten abwartend. Diese Einsamkeit gehobener Vogelscheit vom Alltage, diese, eines wahren, wenn auch harten Bekannnisses günstige Stunde hatte er mit Vorbedacht gewählt, um dem Reichen Rede zu stehen.

„Ich bin dir noch eine Antwort schuldig.“ begann er; „doch gestatte mir vorher noch einige Fragen.“

„Nur zu! Ich will dir gerne antworten.“

„So sage mir: Wärest du imstande, einen Krieg zu entsagen oder einen bereits entbrannten nach deinem Willen zu beenden?“

„Gewiß! Durch indirekte Maßnahmen könnte ich einen kriegerischen Konflikt ohne weiteres herbeiführen. Im anderen Falle würde die Drohung, meine Industrien solchen Zwecken zu entziehen, jeden Krieg sofort beenden.“

„Ueber große Menschenmengen, über ganze Völker herrscht also dein Wille oder deine Laune als Oesen, dem sie zu gehorchen haben. Tausende müssen sich nach deinem Wunsche gegenseitig abschlagen oder zähneknirschend vom Kampfe um ihr gutes Recht ablassen. Warum hast du dann das Herz deiner Frau, das dir jahrelang schon entfremdet, nicht wiedergewonnen?“

„Ich“, seufzte der Reiche und Verdrüßnis verdunkelte seine Züge, „was habe ich nicht alles versucht, um immer wieder zu scheitern! Ich vernachlässigte sie ob meines Lebenswerkes zu sehr.“

„Einen einzigen Menschen — ein schwaches Weib — in Liebe an dein Herz zu ziehen, übersteigt schon die Grenzen deiner Macht?“

„Seider, leider“, gab der Reiche klein bei.

„Wie klein, wie gering ist diese Macht, die am Willen, an der Seele eines Menschen schon zerschellt!“

„So klein, so gering!“ murrte der Reiche betroffen, denn diese naheliegende Tatsache war ihm bisher entgangen.

„Nun will ich noch ein anderes Bild von der geringheit deiner Macht zeigen“, fuhr der Freund fort.

„Sieh, wie verschwindend klein sich deine Fabriken vom Höhenunterschied einiger hundert Meter ausnehmen. Völkerstürme werden das Land durchbrausen und das mächtige Instrument deines Wirkens dem Erdboden gleich machen, jede Erinnerung an dich und deine Arbeit tilgen. Dieser Fels aber wird in gleich majestätischer Ruhe auf die vernichteten Reiche hinablicken und alle Kämpfe, die sich unten abspielen mögen, in gleicher Beharrlichkeit übertrönen. Du selbst, der du wie ein Fels die übrigen Menschen überragst, bist ein Nichts gegen die Gewalt dieser Berge, die, so große Steinriesen sie auch sind, geringer denn ein Ameisenbau gelten im Willen dessen, der die Welten lenkt, tausende wie wir

Fragen und Antworten.

Wie wird man Arbeiter bei Ford?

Von Doktor Müllers.

Man schreibt einen Bewerbungsbrief. Die Firma will den großen Andrang von der Straße her und die damit verbundenen Verkehrsstörungen vermeiden. Ich empfahl mich als Arbeiter und schickte mir ein gutes Augenmaß und einen feinen Taftstirn nach. Das war nicht viel an geeigneten Qualitäten für die Autobranche. Doch fiel mir sonst nichts Besseres ein. Doch hatte ich bei der Abfassung des Briefes die stille Hoffnung, für irgendeine fernmechanische Abteilung bestimmt zu werden, wo ich meine während langjähriger nur „geistiger Arbeit“ weiß und zart gewordenen Hände wenigstens etwas vor Verletzungen, Blasen und Hornhautschwülsten zu schonen hoffte. Doch es kam anders. Zunächst wartete ich vierzehn Tage vergebens auf Antwort auf meinen Brief. Darauf schrieb ich einen zweiten, worin ich mir neben dem sachlichen Inhalt den höflichen Hinweis darauf erlaubte, daß mein erster Brief vor vierzehn Tagen ohne Antwort geblieben sei, und daß man von einer „Ford Motor Company“ doch wohl auf eine höfliche Anfrage eine Antwort erwarten dürfe. Doch die Ford Motor Company ließ sich auch durch diese höfliche Bemerkung nicht aus der Ruhe bringen und antwortete wiederum zehn Tage lang nicht. Inzwischen war ich aber als „Student“ von der Matrikel her freundlich aufgenommen und auch mit der Einstellungspraxis bekanntgemacht worden. Ich mußte nun Bescheid und war mir auch über das Schicksal meiner beiden Briefe klar geworden. Täglich lesen nämlich in dieser Zeit 1600 Bewerbungen allein in der Fabrik Highland Park ein (mit etwa 60000 Arbeitern); davon werden aber, wenn nicht gerade Betriebsveränderungen oder Einlage neuer Schichten bevorstehen, höchstens 100 Leute täglich, als Erfolg für Ausschreibende gebraucht. Nachdem die Bewerbungsbriefe geöffnet sind, erhalten zwei Schreibmaschinenreiber den Auftrag, 100 oder 150 geeigneten Posten, bestimmt für die und die Abteilungen, Karten zu schreiben mit der Einladung, sich vorzustellen. Sind die Karten in der Anzahl der benötigten Leute beschickt, so werden die übrigen Briefe noch ein paar Tage aufgehoben und fliegen dann in den Papierkorb. Also, dachte ich, da muß man also jeden zweiten Tag eine neue Bewerbung schreiben, damit man die Aussicht besitzt, unter den 1600 täglichen Briefen einmal ausgewählt zu werden. Ich verfaßte danach und legte in jeder der beiden folgenden Briefe je einen Zettelsatz mit der dicken Notisaufschrift: „Dies ist mein vierter Bewerbungsbrief.“ Ich hatte dabei damit gerechnet, daß Briefe mit auffälligen Zeichen vom kartenverarbeitenden Schreibmaschinenreiber eher beachtet, gelesen und berücksichtigt werden. Nach fünf Tagen hatte ich endlich die ersehnte Einladungskarte in der Hand. Now nahm das Schicksal seinen schnellen Lauf.

Besten nachmittags 2 Uhr stellte ich mich, mit meiner Ausweisarte versehen, vor den Toren des Einstellungsbüros der Fabrik Highland Park an und bin in genau drei Stunden vom Einstellungsapparat verbannt worden. Man spaziert schön kontinuierlich zwischen zwei Eisenstangen entlang, die wie ein Gergarten durch eine Anzahl von Klümmen vor, zurück, nach rechts, nach links und rechts führen, bis sie einen gerade neben dem Ausgangspunkt wieder aufsteigen. Der erste Aufseher auf dieser Wanderung findet vor einem Mann statt, der einen mit mikroskopischen Augen scharf fixiert und dann ein paar Fragen stellt. „Was wünschen Sie?“ — „I want a job“ (ich möchte eine Beschäftigung haben). „Was für eine?“ „Zugenschlichter.“ „Wir werden Ihnen eine geben, Sie erhalten die ersten zwei Monate 5 Dollar, und dann 6 Dollar pro Tag bzw. pro Schicht, acht Stunden Arbeit pro Schicht.“ Damit bekomme ich eine Identifizierungskarte in die Hände gedrückt und wandere an einem Schiefer vorbei, wo man mich leitet, wie man die Namen auf eine besetzte Maschpiste und dann auf die Rückseite der erhaltenen Karte drückt. Also Fingerabdrücke werden genommen für alle Fälle... Im Eingangsraum geht's durch ein Labyrinth von stählernen Klümmen; 15 Männer verschwinden in 15 Abzweigungen, sie entkleiden sich schnell und warten auf das Verschmelzen des Arztes; wie eine Windbraut fliegt der von Jelle zu Jelle und kreuzt seine Befehle dem zu untersuchenden Kandidaten ins Ohr: Mund auf, Husten usw., und diktiert mit Donnerstimme dem Schreibmaschinenreiber, der im Gang an einem kleinen Tisch sitzt, gleich die Befunde in die Maschpiste. Gewicht, Blutdruck, Augen- und Gehörstärke werden geprüft, und man ist entlassen, d. h. muß wegen der Einkommenssteuer einen Schein unterschreiben, erhält Sicherheitsvorschriften in die Hand gedrückt und wartet endlich in einem verschlossenen Zimmer, bis man von Führern abteilungsweise in das Werk hinausgeführt wird. Am Vult des maschinenbedienenden Fabrikalles erfahre ich vom biden Vorarbeiter Hächer, daß ich mich um 11 Uhr nichts zur Nachschicht einzufinden habe.

Verantwortlich: E. Heitjan, Eastons, Kottik, Kultur- und Wirtschaftsdirektor, Handel, Feuilleton, J. Habebant, Dillingen; Kommunal u. Sozialpolitik, Lotales, Provinz, Sport, Peter Frey, Anzeigen- und Reklameteil.

Druck und Verlag: Saar-Zeitung, K.-G. für kath. Hoch- und Niederdruck, Eastons, Kleiner Markt 1.